

Kocka, Jürgen

Article — Published Version

Behutsamer Erneuerer: Gerhard A. Ritter und die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik

Geschichte und Gesellschaft: Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (2016) : Behutsamer Erneuerer: Gerhard A. Ritter und die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik, Geschichte und Gesellschaft: Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft, ISSN 2196-9000, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Vol. 42, Iss. 4, pp. 669-684,
<https://doi.org/10.13109/gege.2016.42.4.669>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/171931>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Wissenschaftliche Nachrichten

Behutsamer Erneuerer

Gerhard A. Ritter und die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik

von Jürgen Kocka*

Ich habe das Glück, zu einer weltweiten Generation von Historikern zu gehören, die zwischen den dreißiger Jahren und der historiografischen Wende der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts die Geschichtsschreibung gänzlich revolutionierten, und zwar hauptsächlich durch neue Verbindungen zwischen der Geschichte und den Gesellschaftswissenschaften. Es handelte sich nicht einfach um eine einzige ideologische Schule. Es handelte sich um den Kampf der historischen Moderne gegen die alte konventionelle Ranke'sche Historiographie, ob unter der Flagge der Wirtschaftsgeschichte, der französischen Soziologie und der Geografie wie bei den *Annales*, des Marxismus oder Max Webers.¹

So fasste Eric J. Hobsbawm seine Laufbahn rückblickend zusammen. Gerhard A. Ritter hätte das nicht von sich gesagt. Man mag die Sätze auch als Selbsteinordnung Hobsbawms hinterfragen. Fand wirklich eine Revolutionierung der Geschichtswissenschaft, gar eine gänzliche statt? Und dies zwischen den 1930er Jahren – dem ersten Jahrzehnt der *Annales* – und den 1970er Jahren, als die *Trente Glorieuses* endeten, die Kulturgeschichte der Sozialgeschichte den Rang abzulaufen begann, die Historiker sich jedenfalls von den mittlerweile klassischen Sozialwissenschaften – der Ökonomie, der Soziologie und den Politikwissenschaften – wieder abzuwenden begannen, und die Skepsis gegenüber der Analyse mit großen Begriffen wieder zunahm? Trifft diese Datierung überhaupt auf Deutschland zu?

Diesen Zweifeln soll an dieser Stelle nicht nachgegangen werden. Aufs Ganze gesehen, spricht manches für Hobsbawms Aussage. Es ist überdies offenkundig, dass Ritters erste Wirkungsphase mit der zweiten Hälfte des von Hobsbawm benannten Zeitraums in eins fiel. Vor allem aber wähle ich das Zitat als Ausgangspunkt, weil Gerhard A. Ritter ein bedeutender Neuerer war, der zu

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags auf dem Symposium zum Gedenken an Gerhard A. Ritter (1929 – 2015), das die Friedrich-Ebert-Stiftung und der Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands am 6. und 7. Oktober 2016 in Berlin veranstalteten.

1 Eric J. Hobsbawm, *Geschichtswissenschaft. Impulse für Menschen, nicht nur Fußnoten*, in: Gerhard Botz u. a. (Hg.), *Geschichte. Möglichkeit für Erkenntnis und Gestaltung der Welt. Zu Leben und Werk von Eric J. Hobsbawm*, Wien 2008, S. 69 – 78, hier S. 74.

den von Hobsbawm zugespitzt summierten Veränderungen erheblich beigetragen hat, wenn auch auf eine Art und Weise, die Hobsbawm vermutlich weniger im Blick hatte: sehr behutsam, sehr inkrementell, eher im Stillen, ohne große Konflikte und ohne laute Fanfaren. Ritter als behutsamer und umso wirksamerer Neuerer – das ist die Kernaussage der folgenden Würdigung seines Werkes und besonders seiner Bedeutung für die Sozialgeschichte in Deutschland.

I. Aufbruchzeit in Berlin

Blicken wir auf die Zeit von den frühen 1950er Jahren bis in die Mitte der 1970er Jahre, als Ritter in Tübingen, Berlin und Oxford studierte und in Berlin und Münster lehrte, bevor er 1974 nach München wechselte. In diesem Vierteljahrhundert fand gleichzeitig ein fulminanter Aufstieg der Sozialgeschichte statt – international wie in der Bundesrepublik –, und um den Zusammenhang zwischen Ritter und diesem Aufstieg der Sozialgeschichte soll es zunächst gehen.

Gerhard A. Ritter wurde 1952, im Alter von 23 Jahren, von Hans Herzfeld an der Freien Universität Berlin mit einer Dissertation promoviert, die ein paar Jahre später unter dem Titel „Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890 bis 1900“ erschien.² Das war eine sozialgeschichtliche Pionierarbeit, die zum Klassiker geworden ist. Das Buch argumentierte nicht nur partei- und organisationsgeschichtlich, sondern im Kern sozialgeschichtlich, denn es befasste sich auch mit dem sozialen und kulturellen Milieu, aus dem die Arbeiterbewegung entstand und lebte. Die Arbeiterbewegung erschien hier als „Emanzipations- und Kulturbewegung“, als eine Milieubewegung, die „die Person des einzelnen Arbeiters über den politischen Bereich hinaus zu erfassen“, ihn gegen die bürgerliche Welt zu immunisieren und zugleich in sie einzugliedern versuchte. Ritter brachte hier Arbeiterbewegungs- und Arbeitergeschichte zusammen, wie es bis dahin noch nie gelungen war und auch in Zukunft nur manchmal gelingen sollte.

Die Frage ist, wie es dazu kommen konnte. Ritter berichtet, dass er das Thema mitbrachte, als er 1949 an die Freie Universität zu Herzfeld wechselte, der es als Dissertationsthema akzeptierte, aber nicht angeregt hatte, so sehr er Ritter auch später prägen sollte. Er brachte es aus Tübingen mit, wo es in einem Seminar von Rudolf Stadelmann angeregt worden sein mag, den Ritter rückblickend ungemein schätzte. Ritter erwähnt, dass er von den historischen Schriften der Kathedersozialisten um die Jahrhundertwende inspiriert worden sei, überdies von Otto Hintze wie von den Methoden englischer und

2 Gerhard A. Ritter, *Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890 – 1900* [1959], Berlin 1963².

amerikanischer Sozialwissenschaftler und Sozialhistoriker, und er erwähnt insbesondere Hans Rosenberg, der 1949 und 1950 Gastprofessuren an der Freien Universität wahrnahm, diese auch danach besuchte und Ritter als fortgeschrittenen Studenten tief beeindruckte. Es gab also in Berlin um 1950 Räume und Anregungen, Sozialgeschichte zu betreiben.³

Aber ein Hauptanstoß kam im Falle Ritters aus dem eigenen sozialen Milieu. Ritter war ein Aufsteiger, er war in seiner Familie der Erste, der an einer Universität studierte. Seine Eltern waren im Arbeiterviertel Moabit aufgewachsen. Sein Vater „lernte Verlagsbuchhändler, weil er keine Lehrstelle als Schlosser erhielt“, später baute er einen kleinen Verlag auf. Die Familie wohnte dann im bürgerlichen Dahlem, stand aber sozialdemokratischen Orientierungen nahe. 1999 gab Ritter rückblickend zu Protokoll:

Mich haben auch Impulse aus meiner eigenen Jugend zur Sozialgeschichte gebracht. Erzählungen meiner Großmütter über deren Zeit als Dienstmädchen in Berlin oder Erlebnisse wie der Besuch des Dorfes in Pommern, in dem mein Vater vorehlich geboren wurde und wo, wie in seiner Jugend, die Landarbeiter und Insten noch immer in Furcht vor dem Gutsherrn lebten. Das hat mich stark beschäftigt.⁴

Ritter wird in der unmittelbaren Nachkriegszeit, die er als Teenager in Berlin als intellektuelle und kulturelle Aufbruchzeit mit viel Theater, Literatur, Kunstausstellungen und Diskussionen erlebte, seine Herkunft zum Gegenstand des Nachdenkens gemacht haben. Die Erlebnisse der Knappheit, des Überlebenskampfes im Krieg und danach, die Beobachtung des städtischen Lebens im tiefen Umbruch, auch erste Erfahrungen in der Arbeitswelt, als Lehrling in einer Papierfabrik (Feldmühle AG), als die Schule kriegsbedingt schloss, kamen hinzu, um ein Interesse für Sozialgeschichte zu wecken und zu stabilisieren, als dann die Entscheidung für das Studium der Geschichte – neben anderen Fächern – fiel, zunächst 1947/48 in Tübingen. So kam Ritter, ohne sie programmatisch zu entwerfen und theoretisch zu begründen, zur Sozialgeschichte, Jahre bevor Werner Conze 1957 in Heidelberg den Arbeitskreis für Moderne Sozialgeschichte gründete und lange bevor mit der Universität Bielefeld Anfang der 1970er Jahre ein Zentrum für „kritische Sozialgeschichte“ entstand.⁵

3 Dies wie die meisten der folgenden biografischen Informationen aus dem Interview mit Gerhard A. Ritter, in: Rüdiger Hohls u. Konrad H. Jarausch (Hg.), *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus*, München 2000, S. 118–143; sowie aus dem Gespräch *Disziplinengeschichte und Demokratiegeschichte*, in: Marcus Gräser u. a. (Hg.), *Staat, Nation, Demokratie. Traditionen und Perspektiven moderner Gesellschaften. Festschrift für Hans-Jürgen Puhle*, Göttingen 2001, S. 270–278.

4 Zit. n. Hohls u. Jarausch, *Versäumte Fragen*, S. 118 u. S. 135.

5 Zu den verschiedenen sozialgeschichtlichen Richtungen der Nachkriegsjahrzehnte siehe Jürgen Kocka, *Sozialgeschichte in Deutschland seit 1945. Aufstieg – Krise – Perspektiven*, Bonn 2002, S. 5–16.

Zwei andere Innovationen dieser frühen Jahre, mit denen Gerhard A. Ritter zentral verbunden war, sind hier besonders zu erwähnen. Das eine war die neue Verbindung von interdisziplinär offener Geschichtswissenschaft und damals überhaupt erst entstehender Politikwissenschaft. Hans Herzfeld, der die Neuzeitgeschichte an der Freien Universität in den 1950er Jahren entscheidend beeinflusste und bei dem Gerhard A. Ritter ab 1954 eine Assistentenstelle innehatte, und der Rechts- und Politikwissenschaftler Ernst Fraenkel, bei dem Ritter als Student hörte, mit dem er bald eng zusammenarbeitete und der ihn nach eigenem Bekunden tief beeinflusst hat, trugen zu einer engen Kooperation von Friedrich-Meinecke-Institut und Deutscher Hochschule für Politik, bald dem Otto-Suhr-Institut an der Freien Universität, bei. Seit 1956 unterrichtete Ritter Veranstaltungen über englisches Regierungssystem an der Deutschen Hochschule für Politik. Ritter habilitierte sich ähnlich wie damals Gilbert Ziebura und Gerhard Schulz und wie später Hans-Jürgen Puhle für Neuere Geschichte *und* Politikwissenschaft. „Aber Politikwissenschaft war“, so Ritter rückschauend, „immer noch davon entfernt, eine klar konturierte Disziplin zu sein: Als ich 1962 auf eine Professur für Politische Wissenschaft berufen wurde, da suchte man eigentlich in mir den Historiker, der im Rahmen dieser Professur [des Otto-Suhr-Instituts] dann historische Grundlagen der Politik zu bearbeiten hatte.“⁶ Trotzdem war das ein frühes Beispiel für Interdisziplinarität und Öffnung der Neuzeitgeschichte in Richtung Sozialwissenschaften.

Schließlich der historische Vergleich: Gerhard A. Ritter arbeitete von 1952 bis 1954 als Postdoc am St. Antony's College in Oxford, wo er später eine einflussreiche deutsche Stiftungsprofessur etablierte und wo er bis zu seinem Tod als Honorary Fellow zu Hause war. Das gelang, so berichtet Ritter, auf Vermittlung von Hans Herzfeld.

Zu ihm kam die englische Historikerin, Frau Professor Headlam-Morley, die einen Deutschen für das neu gegründete College suchte. Herzfeld hat mich empfohlen, weil er meine Doktorarbeit schätzte und ich auch von der Schule her recht gut Englisch sprach. Ich hatte dann natürlich auch noch Interviews zu überstehen. Die zwei Jahre in Oxford 1952 – 54 haben mich sehr geprägt.⁷

Während er in Oxford und London vor allem an seiner (übrigens nie veröffentlichten) Habilitationsschrift über die englische Labour Party und die Außenpolitik zwischen 1900 und 1919 arbeitete, lebte er sich in englische Politik und Kultur ein, die er sein Leben lang außerordentlich schätzte. Das begründete – oder verstärkte doch – seinen grenzüberschreitenden Blick und seine Neigung zum internationalen Vergleich in der Geschichtswissenschaft. 1962 erschien seine Schrift „Deutscher und Britischer Parlamentaris-

6 Gräser, Staat, Nation, Demokratie, S. 271 f.

7 Hohls u. Jarausch, Versäumte Fragen, S. 129.

mus. Ein verfassungsgeschichtlicher Vergleich“.⁸ Ein solch ausgewachsener, gleichgewichtiger Vergleich war damals außerordentlich selten, er setzte klare – in diesem Fall politikwissenschaftliche – Begriffe voraus und ein akademisches Umfeld, das ihn goutierte. Die Schrift war analytisch anspruchsvoll, geradezu avantgardistisch und hat seine Schüler, von denen später einige vergleichend arbeiteten, früh geprägt und vor allem ermutigt. Übrigens schlug sich in der damaligen Komparatistik Ritters der Einfluss der Remigranten Hans Rosenberg und Ernst Fraenkel nieder, die nach ihrer Flucht aus Nazideutschland in den USA überlebt und gearbeitet hatten. Schon aufgrund dieser Lebenserfahrung plädierten sie entschieden für Vergleiche, praktizierten sie teilweise und spürten – meist ohne vom „Deutschen Sonderweg“ zu sprechen – den „Wurzeln der deutschen Sonder- und Fehlentwicklung“⁹ in einigen sozial- und politikgeschichtlichen Bereichen nach, die das Scheitern der ersten deutschen Demokratie und den Sieg des faschistischen Totalitarismus erleichtert (wenn auch nicht mit Notwendigkeit herbeigeführt) hatten. Im britisch-deutschen Parlamentarismus- und Parteienvergleich hat Ritter 1962 die Strukturdefizite der deutschen Seite scharf herausgearbeitet, und natürlich war er damals, wie die meisten Zeithistoriker seiner Generation – man denke beispielsweise an Karl Dietrich Bracher, Wolfgang Sauer und Gerhard Schulz – an den Ursachen des deutschen Demokratiescheiterns von 1933 geradezu existenziell interessiert, auch um dazu beizutragen, ein solches Scheitern zukünftig zu verhindern. Deshalb nahm diese an der Erklärung des Nationalsozialismus und an der zukünftigen Verhinderung ähnlicher Katastrophen interessierte Historikergeneration viel mehr die Zeit bis 1933, also Kaiserreich und Weimarer Republik, als die Zeit des Nationalsozialismus selbst in den Blick.

Die außerordentlich frühe Hinwendung zur Sozialgeschichte, die neuartige Verknüpfung von Geschichts- und Politikwissenschaft und der systematische historische Vergleich mit Interesse an der „German divergence from the West“ waren die Ingredienzien einer bemerkenswerten Innovationsleistung, die der sehr junge Ritter vollzog. Aber nicht etwa in kämpferischer Absetzung von der traditionellen Geschichtswissenschaft. Nie hätte er sich schroff von der „alten konventionellen Ranke’schen Historiographie“ abgesetzt, wie es Hobsbawm und auch manche deutsche Verfechter der Sozialgeschichte später taten. Vielmehr hat er sich mit großer Sympathie und Ausführlichkeit mehrfach mit seinen Lehrern beschäftigt, auch und gerade mit Hans Herzfeld, der zwar neugierig-aufgeschlossen war und früh grenzüberschreitend argumentierte –

8 Gerhard A. Ritter, *Deutscher und Britischer Parlamentarismus. Ein verfassungsgeschichtlicher Vergleich*, Tübingen 1962. Überarbeitet und erweitert in Gerhard A. Ritter, *Arbeiterbewegung, Parteien und Parlamentarismus. Aufsätze zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, Göttingen 1976.

9 Gerhard A. Ritter, Vorwort, in: ders. (Hg.), *Entstehung und Wandel der modernen Gesellschaft. Festschrift für Hans Rosenberg zum 65. Geburtstag*, Berlin 1970, S. ix.

zum Beispiel in seinem mehrbändigen Werk „Die moderne Welt“¹⁰, aber methodisch historistischen Grundpositionen eng verhaftet blieb. Ritter betonte im rückblickenden Gespräch: „Ich selbst würde mich nicht als ‚Revisionisten‘ bezeichnen, dafür habe ich zu viel von meinen Lehrern – vor allem Rosenberg, Fraenkel und Herzfeld – und dann in meiner Studienzeit in Oxford 1952–54 gelernt, und habe zu viel Respekt vor den wissenschaftlichen Leistungen meiner deutschen und englischen Lehrer.“¹¹

In vielen Hinsichten blieb Ritter der historistischen Tradition geschichtswissenschaftlicher Methoden und Darstellungsformen verpflichtet, aber doch in einer Weise, die eigene Neuaufbrüche erlaubte: ausgeprägten Wandel trotz ausgeprägter Kontinuität. Ein besonders starker Einfluss ging dabei von Hans Rosenberg aus, der sich von seinem verehrten Lehrer Meinecke sehr früh, schon seit den 1930er Jahren, methodisch absetzte, nach seiner Flucht aus Deutschland Anregungen aus der amerikanischen Sozialwissenschaft aufnahm und eine ganze Gruppe junger Historikerinnen und Historiker gegen Ende der 1940er und Anfang der 1950er Jahre in Berlin tief und dauerhaft beeinflusste, darunter Ritter. Über Ritter und seine Berliner Kolleginnen und Kollegen, darunter auch Helga Grebing, sowie später über Hans-Ulrich Wehler in Köln und Bielefeld ist der linksliberale Hans Rosenberg zum wohl wichtigsten Mentor der westdeutschen Sozialgeschichte geworden. Er stand dabei in ausgeprägter Distanz zur zumindest bräunlichen Tradition der „Volksgeschichte“, die über Conze, Schieder, Ipsen und andere auf die westdeutsche Sozialgeschichte – oft als Strukturgeschichte bezeichnet – gewissen Einfluss gewonnen hat. Ritter war da ganz eindeutig:

Ich glaube, dass das Bild völlig verzerrt ist. Es wird so getan, als ob die nationalsozialistische verseuchte Volksgeschichte eine entscheidende Wurzel der deutschen Sozialgeschichte war. Aber aus meiner Sicht war Rosenberg viel wichtiger, und er hatte nichts mit der Volksgeschichte am Hut und kam nicht von dort. Ich selbst habe diese Volksgeschichte erst später aus der Diskussion kennengelernt. Sie hat mich überhaupt nicht interessiert, obwohl ich früh angefangen habe, Sozialgeschichte zu betreiben.¹²

Diese Innovationsleistung besonderer Art, in deren Mittelpunkt der junge Ritter stand, konnte vermutlich nur im damaligen Berlin gelingen. Er selber urteilte 1999 rückblickend:

10 Hans Herzfeld, *Die moderne Welt, 1789–1945*, 2 Bde., Braunschweig 1950/52.

11 Hohls u. Jarausch, *Versäumte Fragen*, S. 128. Vgl. auch Gerhard A. Ritter, Hans Herzfeld, *Persönlichkeit und Werk*, in: Otto Büsch (Hg.), *Hans Herzfeld. Persönlichkeit und Werk*, Berlin 1983, S. 13–91; ders., *Hans Rosenberg 1904–1988*, in: GG 15. 1989, S. 282–302; sowie ders. u. Gilbert Ziebura (Hg.), *Faktoren der politischen Entscheidung. Festgabe für Ernst Fraenkel zum 65. Geburtstag*, Berlin 1963.

12 Hohls u. Jarausch, *Versäumte Fragen*, S. 134. Die Kontinuität wird beispielsweise überbetont in Lutz Raphael (Hg.), *Von der Volksgeschichte zur Strukturgeschichte. Die Anfänge der westdeutschen Sozialgeschichte 1945–1968*, Leipzig 2002.

Manchen kommt die westdeutsche Provinz in den fünfziger Jahren ja bleiern vor, aber von so einer Stimmung konnte zur selben Zeit in Berlin kaum die Rede sein. Es gab ja jede Menge politische Anregungen und Aufregungen, es gab die faszinierende Figur des Regierenden Bürgermeisters Ernst Reuter, und man darf nicht vergessen, dass die vier Besatzungsmächte auch kulturell konkurrierten oder gar rivalisierten. Die als Sezession gegründete Freie Universität, in der die Eigeninitiative der Studenten gerade aufgrund der Gründungsgeschichte eine sehr große Rolle spielte, war eine Einrichtung, die offen war für Neues, da konnte man Dinge kombinieren, die man üblicherweise an der traditionellen deutschen Universität nicht kombinieren konnte.

Kaum eine deutsche Stadt habe sich westlichen, besonders amerikanischen Einflüssen so geöffnet wie Westberlin. Und er fuhr fort:

[D]a gab es als ein Ergebnis der Luftbrücke die emotionale Bindung der Berliner an die USA, und amerikanischen Kollegen und ebenso die deutschen Emigranten kamen, vor allem, wenn sie etwas länger blieben, meist nach Berlin. Sigmund Neumann, Franz Neumann, Otto Kirchheimer und bei den Historikern vor allem Hans Rosenberg stellten ja für uns Jüngere nicht nur die Verbindung zur amerikanischen Wissenschaft her, sondern standen auch für innovative Versuche einer deutschen Sozialwissenschaft, die nach 1933 ins Exil zu gehen hatte.¹³

Der intellektuelle Aufbruch der Nachkriegszeit,¹⁴ die besondere Situation Westberlins, die noch sehr fluide und wenig hierarchische Neugründung „Freie Universität“ und der hier besonders wirksame Einfluss westlicher Denkansätze vor allem aus den USA und Großbritannien – diese Faktoren definierten die Konstellation, in der jener Neuaufbruch möglich wurde, für den Ritter stand und mit dem er Studierende und Doktoranden faszinierte.

II. Sozialgeschichte ohne Blaupause

Seit 1965 lehrte Ritter in Münster, nun auf einer Professur für Neuere Geschichte. Er lehnte in den späteren 1960er Jahren den Ruf ans Otto-Suhr-Institut – als Nachfolger Fraenkels – ab, auch nachdem dieser extra nach Münster angereist kam, um ihn für die Rückkehr nach Berlin zu gewinnen. Die Intensität der dortigen Protestaktivitäten schreckte ihn ab. 1974 wechselte er nach München. In den 1960er und 1970er Jahren sammelte Ritter eine erkleckliche Zahl von Doktoranden, Mitarbeitern und Habilitanden um sich, die in unterschiedlicher Weise ganz und überwiegend sozialgeschichtlich

13 Gräser, Staat, Nation, Demokratie, S. 273. In einem seiner letzten, bereits posthum erschienenen Aufsätze befasste sich Ritter ein weiteres Mal mit diesem ihm sehr wichtigen Thema. Siehe Gerhard A. Ritter, *Encounters with Emigré Historians of the First and Second Generation*, in: Andreas W. Daum u. a. (Hg.), *The Second Generation. Emigrés from Nazi Germany as Historians*, New York 2016, S. 304–317.

14 Dazu auch Gerhard A. Ritter, *Ein tiefer Einschnitt in meinem Leben*, in: Werner Filmer u. Heribert Schwan (Hg.), *Besiegt, Befreit... Zeitzeugen erinnern sich an das Kriegsende* 1945, München 1995, S. 252–259.

arbeiteten. Ritter selbst nannte in diesem Zusammenhang die Namen Hans-Jürgen Puhle, Hartmut Kaelble, Klaus Tenfelde, auch meinen Namen, Rüdiger vom Bruch, Karin Hausen, Irmgard Steinisch und Merith Niehuss, jedoch mit dem Zusatz „zum Beispiel“, also nicht erschöpfend. Ich würde zumindest Wilhelm Bleek, Dirk Hoffmann und Marie-Luise Recker sowie von den Jüngeren Margit Szöllösi-Janze und Johannes Paulmann zusätzlich nennen, während andere wie Gustav Schmidt und Clemens Wurm stärker politikwissenschaftliche Themen bearbeiteten. Ritter beeinflusste uns gründlich, wie er es umgekehrt zuließ und begrüßte, von uns und unseren Ideen beeinflusst zu werden – gerade auf dem Gebiet der sich rasch ausdehnenden und entwickelnden Sozialgeschichte, die zunehmend en vogue war und immer grundsätzlicher debattiert wurde. „Die allmähliche Entwicklung von Sozialgeschichte im Umkreis Ritter war ein komplexer und interaktiver Prozess. Ritters Rolle war zentral, nicht nur institutionell und als Organisator und Ermöglicher, sondern auch für das Weitertreiben im Dialog. Er zog viele an, die auch andere Interessen hatten, und er ließ sie machen.“¹⁵

In den frühen 1970er Jahren wurden die Weichen für das sozialgeschichtliche Großprojekt „Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts“ gestellt, unterstützt von der Friedrich-Ebert-Stiftung. Ritter hat es bis zu seinem Lebensende als aktiver Herausgeber betreut. Mittlerweile liegen zehn dickleibige Bände vor, drei oder vier stehen noch aus. Dieter Dowe hat daran erinnert, wie sehr die Initiierung und Konzeptualisierung des Projekts von der Konkurrenzsituation mit der marxistisch-leninistischen DDR-Geschichtswissenschaft beeinflusst wurde – eine die deutsche Situation bezeichnende Besonderheit, die auch außerhalb der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte eine Rolle spielte.¹⁶

Noch in der ersten Hälfte der 1970er Jahre kamen beim Beck-Verlag in München die Bände „Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen“ heraus, bald ergänzt durch die vornehmlich statistischen „Sozialgeschichtlichen Arbeitsbücher“.¹⁷ Ritter war als Herausgeber und Autor maßgeblich

15 Hans-Jürgen Puhle, Gerhard A. Ritter und der Aufbau der Sozialgeschichte als neuer Forschungsrichtung in der Historiographie (unveröffentlichter Kurzvortrag auf einer Gedenkveranstaltung für Gerhard A. Ritter in München am 20.6.2016), S. 3. In dem Vortrag wird zu Recht die langsame und inkrementelle Entwicklung der Sozialgeschichte im Umkreis Ritters – ohne „Blaupause“ – betont. Ich danke Hans-Jürgen Puhle für wichtige Anregungen. Die Nennung von Namen sozialgeschichtlich arbeitender Schüler bei Hohls u. Jarausch, Versäumte Fragen, S. 134.

16 Auf der zu Beginn genannten Gedenkveranstaltung berichtete Dieter Dowe über Entstehung und Entwicklung der von Gerhard A. Ritter herausgegebenen Reihe. Dazu vor allem auch Gerhard A. Ritter, Zum Gesamtwerk, in: Jürgen Kocka, Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800, Bonn 1990, S. 11–21.

17 Vgl. insb. Gerhard A. Ritter u. Jürgen Kocka (Hg.), Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen, Bd. 2: 1870–1914, München 1974; Gerd Hohorst u. a. (Hg.), Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, Bd. 2: Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870–1914, München 1975. Eine ausführliche Bibliografie der von Ritter bis 1993

beteiligt. Ich war seit 1967 Wissenschaftlicher Assistent an Ritters Lehrstuhl in Münster und konnte an den Bänden zum Kaiserreich mitarbeiten. Die von uns vorgelegten und kommentierten Quellen dokumentierten die gesellschaftsgeschichtlichen Grundlagen der Zeit, beispielsweise Industrialisierung, Verstädterung und Verbürgerlichung; die Arbeitswelt in ihren verschiedenen Sparten, auch Technik und Industrie, Landwirtschaft und Militär; schließlich das Leben und die Kultur der Klassen, Schichten und Gruppen von der Unterschicht über das Bildungsbürgertum bis zu den „Spitzen der Gesellschaft“ und einem Konfliktkapitel über „Emanzipation und Abwehr“ – also Sozialgeschichte in einem umfassenden Sinn, einschließlich ihrer wirtschafts- und politikgeschichtlichen Rahmungen, nicht mehr auf Arbeitergeschichte fokussiert.

Nicht alle verstanden dasselbe unter diesem Begriff, doch die meisten stimmten darin überein, unter „Sozialgeschichte“ *einerseits* die Geschichte eines Teilbereichs historischer Wirklichkeit zu verstehen, nämlich die Geschichte der sozialen Strukturen, Prozesse und Handlungen im engeren Sinn, also die Geschichte der Klassen, Stände und Schichten, der Unternehmen, Vereine und Netzwerke, der Arbeitsverhältnisse, der Mobilität, Familie, Sexualität, Generationen et cetera. *Andererseits* war Sozialgeschichte eine Betrachtungsweise, die Politik, Kultur und Wirtschaft nicht ausgrenzte, aber von der Gesellschaft her interpretierte. In diesem umfassenden Sinn wurde Sozialgeschichte manchmal auch Gesellschaftsgeschichte genannt. Als solche beschäftigte sie sich auch mit den großen, damals in der Bundesrepublik geschichtspolitisch zentralen Themen wie Imperialismus und Nationalismus, Diktatur und Demokratie, jedoch aus sozialgeschichtlicher Perspektive. Sie fragte – oft ideologiekritisch – nach den sozialen Voraussetzungen und Folgen politischer und kultureller Phänomene, versuchte Politik und Kultur sozialgeschichtlich zu erklären, oft durch Rekurs auf mächtige Interessen und soziale Konflikte, später auf weit verbreitete Erfahrungen. Sozialhistoriker nahmen aktiv an den lebhaften Diskussionen über den Ort des Nationalsozialismus in der deutschen Geschichte teil und gehörten nicht selten zu den Vertretern einer kritischen These vom „deutschen Sonderweg“, im Vergleich zu den westlichen Demokratien, all das mit Blick auf das 19. und 20. Jahrhundert. Ernst Fraenkel's „Deutschland und die westlichen Demokratien“ von 1964 war dafür ein Schlüsselwerk gewesen.¹⁸

Damals expandierte das Hochschulsystem. Es gab neue Lehrstühle, die „Sozialgeschichte“ im Titel führten. Manchen erschien die Sozialgeschichte

verfassten und herausgegebenen Schriften findet sich in Jürgen Kocka u. a. (Hg.), Von der Arbeiterbewegung zum modernen Sozialstaat. Festschrift für Gerhard A. Ritter zum 65. Geburtstag, München 1994, S. 849–858; dort auch ein Verzeichnis der bis dahin von Gerhard A. Ritter betreuten Dissertationen und Habilitationen, S. 859–864.

- 18 Zu Fraenkel's Einfluss auf Ritter s. o. Zur Sonderweg-Debatte Jürgen Kocka, Ende des Sonderwegs. Zur Tragfähigkeit eines Konzepts, in: Arnd Bauerkämper u. a. (Hg.), Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-Deutsche Beziehungen 1945–1990, Bonn 1998, S. 364–375.

auch in den 1970er Jahren noch als „Einfallstor“ der als „linksverdächtig“ geltenden Soziologie in die Geschichtswissenschaft, das berichtete der sich davon distanzierende Wolfgang Zorn 1980.¹⁹ Aber für die meisten Jüngeren war die Sozialgeschichte ein faszinierendes Projekt und im Übrigen *das* geschichtswissenschaftliche Feld, auf dem die innovativen und experimentellen Neuansätze – von der Quantifizierung bis zur Geschlechter- oder zur Alltagsgeschichte – ausprobiert und durchgesetzt wurden, nicht ohne scharfe Auseinandersetzungen und Kämpfe.

Sozialgeschichte war letztlich ein relationaler Begriff. Was die verschiedenen Richtungen der Sozialgeschichte einte, war das, wovon sie sich absetzte, wogegen sie sich wandte. Herkömmlicherweise war die allgemeine Geschichte, wie sie sich als Massenfach an den Hochschulen etabliert hatte und in den Schulen gelehrt wurde, im wesentlichen Politikgeschichte, Geschichte der Staaten und ihrer Beziehungen. Davon setzte sich Sozialgeschichte ab und rückte stattdessen (mit dem Sozialen) Teile, Bereiche, Aspekte der Wirklichkeit in den Blick, die die sogenannte allgemeine Geschichte vernachlässigte, dies oft in enger Verbindung mit der ebenfalls marginalisierten Ökonomie. Herkömmlicherweise war die allgemeine Geschichtswissenschaft primär an Ereignissen, Handlungen und großen Akteuren interessiert. Dagegen machte Sozialgeschichte das Recht der Verhältnisse und langfristigen Veränderungen, der Strukturen und Prozesse geltend und versprach ihre Untersuchung. Herkömmlicherweise berücksichtigte die Fachhistorie eher die Entscheidungen, Handlungen und Ideen der Führenden, der Eliten, der großen Gestalten der Geschichte. Dagegen machte die Sozialgeschichte die Untersuchungswürdigkeit der kleinen Leute, des Volkes, besonders (aber nicht nur) der Arbeiter geltend. Herkömmlicherweise herrschten in der allgemeinen Geschichte hermeneutisch verstehende Methoden und erzählende Darstellungsweisen vor. Dagegen fragte die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte explizit nach Ursachen und Folgen und betonten, jedenfalls häufig, die Notwendigkeit, ergänzend andere Verfahren zu benutzen: Statistik, Kartografie, Typologie, theorieorientierte Argumentation und Zusammenarbeit mit den Sozialwissenschaften. In all dem war die Sozialgeschichte (oft zusammen mit der Wirtschaftsgeschichte) ein zunehmend einflussreiches Minderheitsphänomen oder auch, wie es hieß, „Oppositionswissenschaft“. Sie gewann ihre Einheit und Besonderheit, soweit sie sie gewann, aus der Differenz zum Etablierten.²⁰

19 Wolfgang Zorn, Sozialgeschichte. Eine Politische Wissenschaft?, in: Peter Cornelius Mayer-Tasch (Hg.), Münchener Beiträge zur Politikwissenschaft, Freiburg 1980, S. 50–67, hier S. 58.

20 Gerhard A. Ritter hat eine ausführliche Darstellung zur Entwicklung der Sozialgeschichte in der Bundesrepublik vorgelegt und darin auch sein Verständnis des Begriffs deutlich gemacht. Gerhard A. Ritter, Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: Jürgen Kocka (Hg.), Sozialgeschichte im internationalen Überblick.

Eben das machte sie in den 1960er und 1970er Jahren so attraktiv. Sie passte in das gesellschaftskritische Klima der Zeit, sie passte zu den sich damals durchsetzenden sozialökonomischen Wirklichkeitsdeutungen, sie passte auch in die Bundesrepublik, die sich zwar sehr deutlich durch ihre Verfassung, aber erst recht durch ihre erfolgreiche Gesellschaft und ihre noch erfolgreichere Wirtschaft definierte. Die Sozialgeschichte reüssierte in einer Zeit, in der Traditionskritik boomte und man Geschichte studierte, um aus ihr zu lernen und sich von ihr zu befreien, nicht aber, um sich mit ihr zu identifizieren oder an sie zu erinnern. „Erinnerung“ und „kollektives Gedächtnis“ – das waren damals keine *buzz words* wie seit den 1990er Jahren und bis heute. Die deutsche Geschichtswissenschaft, das gaben auch manche ihrer etablierten Sprecher zu, war bis zur Nachkriegszeit im internationalen Vergleich ein wenig rückständig geworden, „mit ihrer einseitigen Pflege politischer Historie und einer allzu sublimierten Geistesgeschichte“, etwas hilflos angesichts des zur Untersuchung anstehenden „modernen Massenmenschentums“, so der Freiburger Historiker Gerhard Ritter als Verbandsvorsitzender 1950.²¹ Sozialgeschichte versprach die notwendige Modernisierung des Fachs, versprach internationale Öffnung vor allem nach Westen, versprach interdisziplinäre Kooperation mit den aufsteigenden Nachbarfächern.

Im Übrigen wurde Sozialgeschichte in der Bundesrepublik in sehr unterschiedlichen Formen und mit unterschiedlichen Schwerpunkten betrieben, an einer zunehmenden Anzahl von Stellen. Sie hatte traditionell ihren Platz an zahlreichen Lehrstühlen für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, dort eben in enger Verbindung mit Wirtschaftsgeschichte und meistens ihr nachgeordnet. Heidelberg war zweifellos ein Zentrum, wo in Conzes Institut und Arbeitskreis einschlägige Forschungen betrieben und zahlreiche jüngere Vertreter der Sozialgeschichte ausgebildet wurden. Rund um das 1961 begründete *Archiv für Sozialgeschichte* entstanden Forschungen nicht nur zur Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte, aber doch mit diesem Schwerpunkt, von der Friedrich-Ebert-Stiftung langfristig gefördert, zunächst in Braunschweig und später in Bad Godesberg. Seit den frühen 1970er Jahren etablierte sich an der Reformuniversität Bielefeld eine analytisch orientierte, sich traditionskritisch verstehende, auf grundsätzliche Revision der Geschichtswissenschaft setzende, programmatisch auftretende und viel in die Öffentlichkeit gehende Sozialbeziehungswissenschaft, seit 1975 mit *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft* und Hans-Ulrich Wehler als treibender Kraft. Die dort sich entwickelnde, von außen so benannte „Bielefelder Schule“ stand aber personell, inhaltlich und kooperationspraktisch in engsten Beziehungen zu der um Ritter entstandenen Richtung in Berlin

Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, Darmstadt 1989, S. 19–88; überarb. u. erw. als dersh., *The New Social History in the Federal Republic of Germany*, London 1991.

- 21 Gerhard Ritter, *Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft*, in: *HZ* 170. 1950, S. 1–22, hier S. 9.

und Münster. An Rosenberg und Ritter gingen 1977 und 1994 nicht zufällig die ersten – und wohl einzigen – Ehrendoktorwürden der Bielefelder Fakultät für Geschichtswissenschaft. Während in Bielefeld immer deutlicher Max Weber zum theoretischen Säulenheiligen avancierte, orientierten sich Ansätze anderswo stärker an Marx. Die Politische Sozialgeschichte florierte an mehreren Orten, zum Beispiel in Bochum. Auf die Mediävistik oder auch auf die Landesgeschichte wäre gesondert einzugehen, erst recht auf die Forschungen zur Frühen Neuzeit. Den Forschungsinteressen Gerhard A. Ritters entsprechend konzentriert sich der vorliegende Aufsatz jedoch auf die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. In Berlin verlagerte sich der Schwerpunkt sozialgeschichtlicher Forschung vom Otto-Suhr-Institut und vom Friedrich-Meinecke-Institut an andere Orte, so an das von Wolfram Fischer geleitete Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Freien Universität, an die Historische Kommission, an die Technische Universität, dort mit bahnbrechenden Arbeiten zur Technikgeschichte, zur Frauen- und Geschlechtergeschichte wie zur deutsch-jüdischen Geschichte.²²

III. Mit sozialhistorischer Grundierung

Zu diesem Aufstieg der Sozialgeschichte hatte Gerhard A. Ritter entscheidend beigetragen, durch seine Forschungen und Veröffentlichungen, durch seine Lehre und die Ausbildung einer großen Zahl von Schülerinnen und Schülern, die sich bald intensiv – bisweilen programmatischer und radikaler als ihr Lehrer – für die Sozialgeschichte einsetzten und sie weiterentwickelten. Das war ihm gelungen, obwohl oder weil er nie ein theoretisches Gesamtkonzept zum Aufbau von Sozialgeschichte vorgelegt und sich an den zum Teil hitzigen Debatten über den Begriff, die Abgrenzung und die Funktionen der Sozial-

- 22 Leicht ironisch hatte Rosenberg bereits 1969 geschrieben, „dass in den letzten Jahren die sogenannte Sozialgeschichte [in den Vordergrund des Interesses gerückt und] für viele ein nebulöser Sammelname für alles [geworden ist], was in der Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik als wünschenswert und fortschrittlich angesehen wird.“ Vgl. Hans Rosenberg, *Probleme der deutschen Sozialgeschichte*, Frankfurt 1969, S. 147. Vgl. auch Eric J. Hobsbawm, *From Social History to the History of Society*, in: *Daedalus* 100. 1971, S. 20–45, hier S. 43: „It is a good moment to be a social historian. Even those of us who never set out to call ourselves by this name will not want to disclaim it today.“ Zur Entwicklung der Sozialgeschichte in den 1970er und 1980er Jahren mit Belegen die in Anm. 19 zitierten Schriften Ritters sowie Kocka, *Sozialgeschichte in Deutschland seit 1945*; mit Betonung des engen Zusammenhangs zwischen Berlin und Bielefeld siehe ders., *Wandlungen der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte am Beispiel Berlins 1949 bis 2005*, in: Jürgen Osterhammel u. a. (Hg.), *Wege der Gesellschaftsgeschichte*, Göttingen 2006, S. 11–31; ders., *Berlin als Vorort der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte*, in: Karol Kubicki u. Siegfried Lönnendonker (Hg.), *Die Geschichtswissenschaften an der Freien Universität Berlin*, Berlin 2008, S. 103–118; vgl. auch Lutz Raphael, *The Bielefeld School of History*, in: James D. Wright (Hg.), *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, Amsterdam 2015², S. 553–558.

geschichte nie wirklich beteiligt hat. Er hat Sozialgeschichte betrieben, meist ohne sie so zu nennen oder scharf von anderem abzugrenzen, schon gar nicht mit dem Anspruch auf Überlegenheit. Und er hat, bereits in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren, immer auch andere Themen und andere Ansätze praktiziert, die man selbst bei großzügigster Fassung des Begriffs nicht wirklich als sozialgeschichtlich qualifizieren kann. Zu denken ist an seine frühen Abhandlungen zur englischen Verfassungs- und Parteiengeschichte, zur internationalen Politik, zur Zweiten Internationale, zu den Problemen der Räte-demokratie. Ich bezweifle, dass sich Ritter je als Sozialhistoriker vorgestellt hat, wohl aber als Historiker mit sozialhistorischen Interessen – neben anderen und in Verbindung mit diesen. Folglich kam er nicht in Versuchung, die Sozialgeschichte programmatisch gegen anderes ins Feld zu führen und damit Widerstände zu provozieren, wie es in den 1960er und 1970er Jahren andernorts häufig geschah. Dadurch wiederum trug er nicht nur zum Fortschritt, sondern auch zur Akzeptanz der Sozialgeschichte in einer sie mit einigem Misstrauen beäugenden Zunft bei. Nur en passant sei erwähnt, dass Gerhard A. Ritter mit dieser ausgesprochen nichtagonalen Haltung, deren Fruchtbarkeit er bisweilen explizit verteidigte, auch entscheidend mithalf, die Akzeptanz seiner radikaleren Schüler in der Profession und damit ihre Karrierechancen zu verbessern. Der eine oder andere von uns profitierte davon in jenen streitgewohnten und streitbetonten Jahrzehnten, auch und gerade in Bielefeld.

Insgesamt hielt sich dieses Muster in den folgenden Jahrzehnten, in denen die Sozialgeschichte aufhörte, das Faszinosum zu sein, das sie für viele in den 1960er und 1970er Jahren dargestellt hatte. Ritter verfolgte seine unterschiedlichen Forschungsinteressen weiter, nahm neue auf. Seine Arbeiten zur Geschichte des Parlamentarismus wurden fortgesetzt, er gab das einschlägige Handbuch mehrbändig heraus. Er publizierte zur Geschichte der Wahlen, zur Geschichte der Großforschung in Deutschland wie auch zu Friedrich Meinecke und seinen emigrierten Schülern. Den Sozialstaat schätzte Ritter als eine große zivilisatorische Errungenschaft ein, er kannte seine Details und seine Probleme, immer wieder kam er in seinen Schriften auf ihn zurück und widmete ihm eine Gesamtdarstellung im internationalen Vergleich. Die „friedliche Revolution“ in der DDR und die deutsche Wiedervereinigung bewegten ihn sehr, er beobachtete sie mit Anteilnahme und Zustimmung. Die Geschichte der Wiedervereinigung wurde zum großen Thema seiner späteren Jahre, so in dem mit dem Deutschen Historikerpreis ausgezeichneten Werk „Der Preis der deutschen Einheit“, in einer den Aufständischen in der DDR gewidmeten „Geschichte der deutschen Einigung“ und zuletzt in Untersuchungen zu Hans-Dietrich Genscher und seiner starken Rolle in der deutschen Wiedervereinigungspolitik.²³ Ritter engagierte sich institutionell: als Vorsitzender des

23 Vgl. zur Bibliografie von Ritters Schriften oben Anm. 16; siehe weiter Gerhard A. Ritter (Hg.), Handbuch der Geschichte des deutschen Parlamentarismus, Düsseldorf 1977 ff.

deutschen Historikerverbands 1976–1980, in der DFG, beim Aufbau des Historischen Kollegs in München und der Deutschen Historischen Institute in London und Washington, in zahlreichen Beiräten und Kommissionen, so jahrzehntelang in der Kommission für die Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien wie im Wissenschaftlichen Beirat des Instituts für Zeitgeschichte und in der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, schließlich intensiv für die Neustrukturierung des Instituts für Geschichtswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Dies ist nur eine Auswahl seiner Interventionen, die ihn, wie viele erstklassige Historiker seit jeher, in die Wissenschaftspolitik und -organisation führten, erfolgreich und wirkungsvoll, ein wirklicher Bürger in der Republik der Wissenschaften. Mit all dem ging Ritter auch in den letzten Jahrzehnten nicht in der Rolle des Sozialhistorikers auf, drängte vielmehr entschieden darüber hinaus.²⁴

Andererseits blieb Ritter seiner Art der Sozialgeschichte treu. Er edierte die Reihe „Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung“ weiter, er trug zu ihr bei, etwa mit dem Grundlagenwerk „Arbeiter im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914“, zusammen mit Klaus Tenfelde verfasst.²⁵ Mit anderen leitete er ein großes Forschungsprojekt zur Inflation in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg und zu ihren sozialen Folgen.²⁶ Er veröffentlichte einen gründlichen Überblick über die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik, 1989 auf Deutsch und 1992 auf Englisch.²⁷ In dieser Schrift näherte er sich am ehesten

(bisher 12 Bde.); ders. u. Merith Niehuss, Wahlen in der Bundesrepublik Deutschland. Bundestags- und Landtagswahlen 1946–1987, München 1987; ders., Großforschung und Staat in Deutschland, München 1992; ders., Föderalismus und Parlamentarismus in Deutschland in Geschichte und Gegenwart, München 2005; ders., Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich, München 2010³; Friedrich Meinecke, Akademischer Lehrer und emigrierte Schüler. Briefe und Aufzeichnungen 1910–1977, eingel. u. bearb. v. Gerhard A. Ritter, München 2006; Friedrich Meinecke, Neue Briefe und Dokumente, hg. u. bearb. v. Gisela Bock u. Gerhard A. Ritter, München 2012; Gerhard A. Ritter, Der Preis der deutschen Einheit. Die Wiedervereinigung und die Krise des Sozialstaats, München 2007²; ders., Wir sind das Volk! Wir sind ein Volk! Geschichte der deutschen Einigung, München 2009; ders., Hans-Dietrich Genscher, das Auswärtige Amt und die Deutsche Vereinigung, München 2013.

24 Vgl. Margit Szöllösi-Janze, Gerhard A. Ritter (1929–2015), in: HZ 302. 2016, S. 277–289, bes. S. 285–289 zu Ritters institutionellen Engagements. Rechenschaft über seine Tätigkeit an der Humboldt-Universität 1991/92 findet sich in Gerhard A. Ritter, Der Neuaufbau der Geschichtswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin – ein Erfahrungsbericht, in: GWU 44. 1993, S. 226–237; und als Antwort auf Kritiker ders., The Reconstruction of History at the Humboldt-University. A Reply, in: German History 11. 1993, S. 339–345.

25 Gerhard A. Ritter u. Klaus Tenfelde, Arbeiter im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992.

26 Zusammen mit Gerald D. Feldman, Carl-Ludwig Holtfrerich und Peter-Christian Witt gab er heraus: Die Erfahrungen der Inflation im internationalen Zusammenhang und Vergleich, Berlin 1984, sowie: Die Anpassung an die Inflation, Berlin 1986.

27 Vgl. oben, Anm. 19.

einer prinzipiellen Analyse von Begriff und Theorie der Sozialgeschichte an, mit viel Sympathie und Verständnis für die „kritische Sozialgeschichte“ à la Bielefeld, wenn auch mit Distanz gegenüber manchen Zuspitzungen. Er legte auch eine synthetische Skizze über die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte vor, die stark gesellschaftsgeschichtlich geprägt war.²⁸

So sehr sich Ritter auch insgesamt zum Historiker der liberalen und sozialen Demokratie in Deutschland entwickelte und darin wohl das – auch mit seinem politischen Willen am stärksten verknüpfte – Zentrum seiner vielfältigen Themen und Interessen zu sehen ist, so wichtig blieb für ihn die Sozialgeschichte. Auch seine verfassungs-, wahl-, politik- und wissenschaftshistorischen Arbeiten blieben sozialgeschichtlich grundiert. Es ist zu betonen, dass er gesellschaftliche Strukturen und Prozesse nicht aus den Augen verlor, kollektive Erfahrungen ernst nahm und beispielsweise die gängige Sozialhistoriker-Frage nach Umfang und Größe der behandelten sozialen Gruppen und Phänomene nie leichtfertig übergang. Ritter zählte und rechnete gern. So wenig seine sozialhistorische Vorgehensweise einen *cultural turn* benötigte – mit Arbeiterkultur hatte er sich schließlich frühzeitig befasst – und so wenig er sich an den Kontroversen der 1990er Jahre über das Verhältnis von Sozial- und Kulturgeschichte beteiligte, so eindeutig blieb er gegen die kulturalistische Verkürzung der historischen Wirklichkeit auf ihre symbolischen oder sprachlichen Dimensionen gefeit. Postmoderne Fragmentierung war seinem Denken fremd, er bestand auf der Erkennbarkeit von Zusammenhängen. Seine Arbeiten blieben sozialhistorisch eingebettet, von welchen Themen sie auch im Einzelnen handelten. Er war nie ein sozialhistorischer Spezialist, aber immer sozialhistorisch geerdet.

Vieles von dem, was heute ansteht, wurde von Ritter und seiner Historikergeneration nicht antizipiert. Dazu gehört der gegenwärtig so spannende Übergang zu globalhistorischen Zugriffen, der auch die Sozialgeschichte verändert.²⁹ Aber Ritters souveräne Art, Sozialgeschichte in die unterschiedlichsten Themengebiete einfließen zu lassen und diese dadurch zu prägen, ohne sich auf Sozialgeschichte als Spezialität einzugrenzen, scheint mir auch gegenwärtig von größtem Interesse. Denn in den letzten Jahrzehnten hat ja nicht nur die Begeisterung für Sozialgeschichte, verglichen mit dem dritten Viertel des 20. Jahrhunderts, erheblich nachgelassen, sondern die Sozialgeschichte ist auch tief in die allgemeine Geschichte eingedrungen und hat diese damit verändert. Es fand also kein Abstieg, sondern in gewissem Sinn ein

28 Gerhard A. Ritter, *Über Deutschland. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte*, München 1998.

29 Vgl. zuletzt Jürgen Osterhammel, *Hierarchien und Verknüpfungen. Aspekte einer globalen Sozialgeschichte*, in: Sebastian Conrad u. Jürgen Osterhammel (Hg.), *1750 – 1870. Wege zur modernen Welt*, München 2016, S. 627 – 836.

Bodengewinn der Sozialgeschichte statt.³⁰ Während sie als „Oppositionswissenschaft“ ihre Rolle ausgespielt und als Gegenstand expliziter Debatten an Bedeutung verloren hat, ist die Sozialgeschichte als Medium der Einbettung und Grundierung eher wichtiger geworden. Wie die sich daraus ergebenden Chancen genutzt und die damit gestellten Probleme gelöst werden können, haben wir von Gerhard A. Ritter gelernt. Es lässt sich an seinem eindrucksvollen Gesamtwerk nachvollziehen.

Prof. Dr. Jürgen Kocka, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung,
Reichpietschufer 50, 10785 Berlin
E-Mail: kocka@wzb.eu

30 Ausführlicher dazu Jürgen Kocka, Losses, Gains and Opportunities. *Social History Today*, in: *Journal of Social History* 37. 2003, S. 21–28. An einem Beispiel: Der „Gebhardt“ stellte als Handbuch noch in den 1970er Jahren (in der 9. Auflage) deutsche Neuzeit-Geschichte in chronologischen Abschnitten vornehmlich am Leitfaden der Politikgeschichte dar und war so sehr auf Politik- und Ideengeschichte konzentriert, dass etwa im Band über das 19. Jahrhundert am Schluss, auf den ganzen Zeitraum bezogen, ein separates Kapitel „Wirtschafts- und Sozialgeschichte“ hinzugefügt wurde. Die derzeit auf dem Markt verfügbare 10. Auflage des „Gebhardt“ sieht dagegen keine separaten Kapitel für Wirtschafts- und Sozialgeschichte mehr vor. Vielmehr ist jedes chronologische Kapitel von Sozialgeschichte durchdrungen und durch eine integrale Geschichtssicht geprägt, die Politik-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte einbezieht, aber eben auch die Sozialgeschichte, und zwar in gewichtiger Weise.